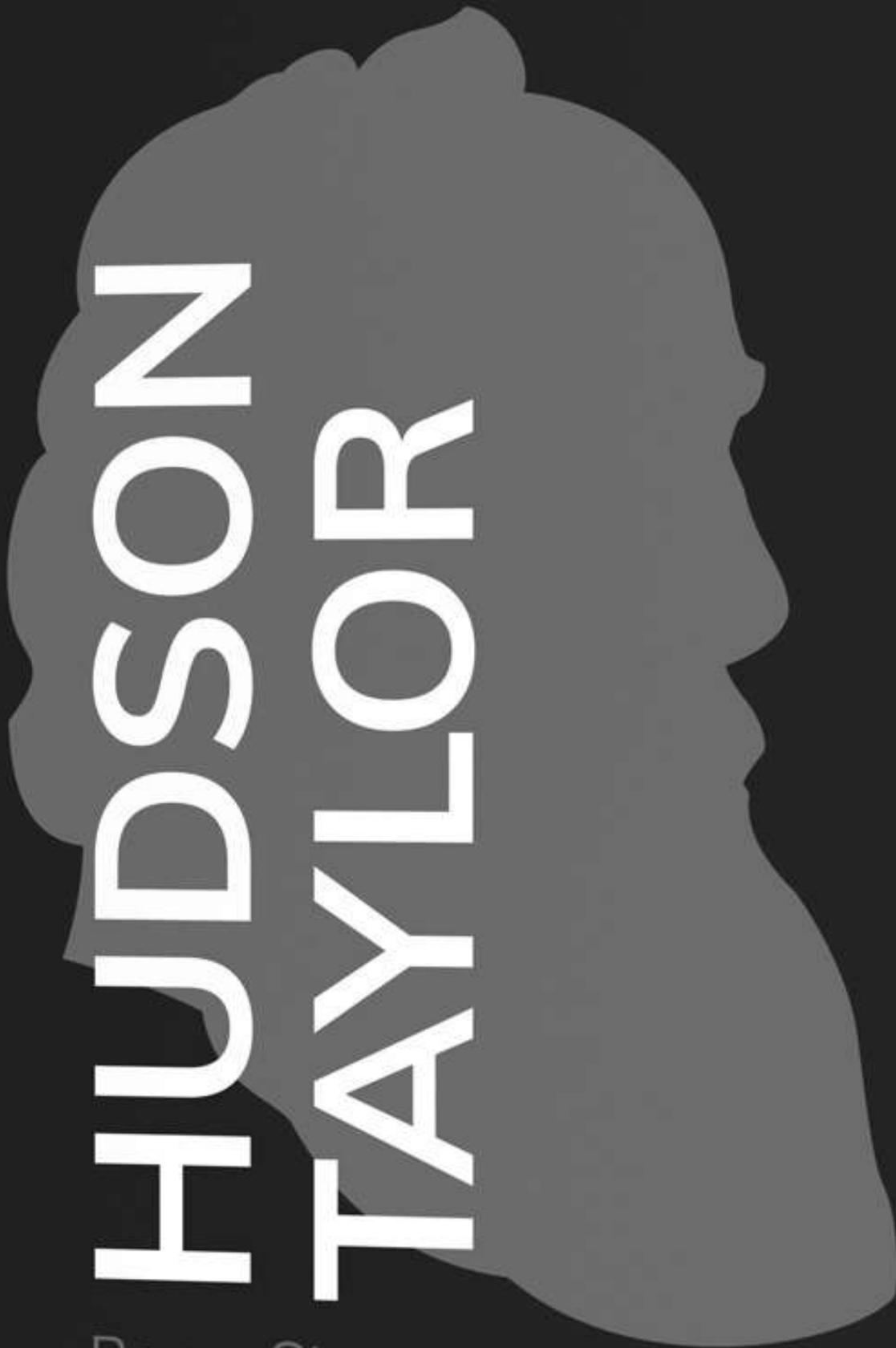


Im Herzen Chinas



**HUDSON
TAYLOR**

Roger Steer

Hudson Taylor

Roger Steer

Im Herzen Chinas

Hardcover, 432 Seiten

Artikel-Nr.: 256679

ISBN / EAN: 978-3-86699-679-3

Hudson Taylor (1832–1905) war nach seiner Bekehrung nur eines wichtig: Die Frohe Botschaft von Jesus Christus sollte das Inland von China erreichen und durchdringen! Er war fest davon überzeugt, in den Missionsdienst in diesem riesigen »Reich der Mitte« berufen zu sein. Seine große Liebe zu den Chinesen sowie seine Bereitschaft, viele Mühen und Anstrengungen auf sich zu nehmen, machten ihn zu einem Menschen, den Gott jahrzehntelang gebrauchen konnte. Dazu kamen seine außergewöhnliche Bescheidenheit, sein intensives Gebetsleben und sein beständiges Gottvertrauen. Die von ihm 1865 gegründete China-Inland-Mission (heute OMF International)...

Wenn Sie ein "echtes" Buch bevorzugen oder diesen Artikel verschenken möchten, können Sie diesen Download-Artikel ggf. auch käuflich erwerben, solange verfügbar.

Artikel ansehen auf clv.de

clv

Roger Steer

Hudson Taylor

Im Herzen Chinas

clv

Wenn nicht anders vermerkt, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen. Hervorhebungen in den Bibelziten sind in der Regel hinzugefügt worden.

Es ist außerdem zu beachten, dass geografische und andere Bezeichnungen (z. B. Personennamen) gewöhnlich in der Form erscheinen, die in der 1. Auflage der Lizenzausgabe 2000 verwendet wurden, wobei mitunter notwendige Vereinheitlichungen bzw.

Anpassungen erfolgten. Gelegentlich ist eine Namensvariante (z. B. »Xiamen« statt bisher »Amoy«) oder eine andere Schreibweise in Klammern hinzugefügt worden. Allgemein gängige Namensformen (wie »Peking«) wurden weitgehend beibehalten.

1. überarbeitete Auflage der Lizenzausgabe 2025

© 1990 by OMF Singapur

Originaltitel: A Man in Christ

© der deutschen Ausgabe 1994 by Brunnen Verlag Gießen

© der Lizenzausgabe 2000 by CLV

Christliche Literatur-Verbreitung e.V.

Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld

www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

© Fotos: OMF International

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen

Umschlag: Lucian Binder, Marienheide

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256679

ISBN 978-3-86699-679-3

Inhalt

Vorwort	7
1 Ein Gebet mit Folgen	9
2 Das Reich der Mitte	19
3 Auf eigenen Füßen	30
4 Eine gute Investition	36
5 Von Wasser und Brot zu Steak und Portwein	43
6 Vielversprechende Nachrichten	51
7 Eine lange Reise	59
8 Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens	69
9 Kein leichter Anfang	74
10 Ein Lied kann Leben retten!	82
11 Eure Worte sind die Wahrheit	88
12 Zum Tee beim ehrwürdigen Chen	95
13 Neue Strategien?	105
14 Den magischen Ring durchbrechen	113
15 »Ein Stückchen Himmel«	121
16 Unruhige Nächte	129
17 Die Tragödie auf dem Kanal	139
18 Finstere Pläne	146
19 Eine wichtige Botschaft	155
20 Ein Weg mit Hindernissen!	162
21 Eine sanfte Hand auf seiner Stirn	168
22 Ein kostbarer Schatz	175
23 Neue Weichen werden gestellt	186

24	Brighton wirkt Wunder	195
25	Einen kühlen Kopf bewahren	205
26	Am Ufer des Westsees	218
27	Neues Leben in der New Lane	227
28	Der Gärtner pflückt eine Rose	235
29	»Ich muss weitergehen!«	244
30	Aufruhr in Yangzhou	252
31	Mission mit Kriegsschiffen?	261
32	Ein neuer Anfang	269
33	Gott versammelt im Himmel die Menschen, die wir lieben	277
34	Liebe ohne Eifersucht	284
35	Höhen und Tiefen	293
36	Uns hat niemals etwas gefehlt!	302
37	Ein Traum wird wahr	310
38	Hudson Taylor wird berühmt	319
39	Um einiges besser als Cricket	329
40	Was Gott macht, das macht er schön	340
41	Mr Moody wird überstimmt	348
42	Was Jesus wirklich meinte	358
43	Die Kraft des Heiligen Geistes	370
44	Mit der Familie unterwegs	379
45	Vorurteile überwinden	387
46	»Was wenig kostet, ist wenig wert«	396
47	Eine unvergängliche Krone	404
48	Auf dem Weg in den Himmel	411
	Nachwort	420
	Dank	426
	Abkürzungen	428

Vorwort

Den Namen Hudson Taylor verbinden die meisten Christen, die ein Herz für Mission haben, mit der »China-Inland-Mission«, die viele Jahrzehnte Pionierarbeit in diesem riesigen Land geleistet hat.

Manche haben Hudson Taylor als einen Mann des Glaubens und des Gebets in Erinnerung, der für seine ständig wachsende Arbeit mit Hunderten von Mitarbeitern nie um Spenden bat, sondern alle Mittel von Gott erwartete nach dem Grundsatz: »Gottes Arbeit, die auf Gottes Art und Weise getan wird, wird auch immer Gottes Versorgung erfahren.«

Auch sein bekannter Ausspruch »Wir brauchen keinen großen Glauben, sondern Glauben an einen großen Gott« wird hier und da zitiert. Aber wie dieser Glaube und dieses Vertrauen in dem jugendlichen Hudson Taylor wuchsen, wie sie erprobt, bewusst trainiert und später dann Jahrzehnte lang in oft äußerst schwierigen und gefährvollen Situationen gelebt wurden, ist weithin in Vergessenheit geraten.

Und genau hier haben wir Christen im dritten Jahrtausend neu von Hudson Taylor zu lernen. Wir stehen in Gefahr zu glauben, dass Gemeindegewachstum und Mission eine Sache des richtigen Managements und der Finanzplanung ist, und zerbrechen uns die Köpfe über Risiken und Absicherungen, während unsere Glaubensväter im 19. Jahrhundert auf den Knien lagen und ihr Denken von den Verheißungen Gottes prägen ließen. Das machte sie demütig, von Gott abhängig und bescheiden – Charakterzüge, die heute leider weithin durch Abwesenheit glänzen.

Als Taylor 1890 in Australien in einer großen Versammlung als »unser berühmter Freund« vorgestellt wurde, gab er nach einer kurzen Verlegenheitspause die für ihn charakteristische Antwort:

»Liebe Freunde, ich bin der kleine Diener eines berühmten Herrn!«
Je besser wir Gott kennenlernen, umso nüchterner wird unsere Selbsteinschätzung. Auch in diesem Bereich ist uns der Blick für vernünftige Proportionen verloren gegangen.

Daher bietet diese Biografie Hudson Taylors nicht nur einen äußerst spannenden Missionsbericht, sondern stellt auch das Denken und Leben des Lesers in das Licht Gottes und ermutigt zugleich, auch in unserer Zeit durch das eigene Leben den Beweis zu liefern, dass man Gott heute noch genauso vertrauen kann wie vor 200 oder 2000 Jahren.

Dass Hudson Taylor auch seine Schwächen, Ecken und Kanten hatte und nicht immer geradlinig seiner biblischen Erkenntnis folgte, wird dem aufmerksamen Leser nicht verborgen bleiben. Auch das zeichnet diese Biografie aus und gibt uns Gelegenheit, nicht nur von seinen Stärken, sondern auch von seinen Schwächen zu lernen.

Schenke Gott, dass diese Lebensgeschichte in jedem Leser den tiefen Wunsch nach einem christusähnlichen und gottgeweihten Leben zur Ehre unseres Herrn weckt.

Wolfgang Bühne

1 Ein Gebet mit Folgen

Lieber Gott, wenn du uns einen Sohn schenken willst, dann lass ihn für dich in China arbeiten!«

An einem rauen Abend beteten James Taylor und seine Frau Amelia in dem Raum hinter ihrer Apotheke in Barnsley. In dem Raum stand ein riesiges Regal, dessen Borde unter dem Gewicht unzähliger Bücher geradezu ächzten. Und immer kamen noch mehr dazu. James war von allem begeistert, was mit China zu tun hatte. Es faszinierte ihn, dass Weltreiche wie das Persische, das Griechische und das Römische Reich, die doch so mächtig und unerschütterlich gewirkt hatten, untergegangen waren, das chinesische aber immer noch weiter bestand. Es war das größte noch existierende Denkmal vergangener Macht und Größe. Doch obwohl nun bereits das 19. Jahrhundert angebrochen war – noch immer hatte kein protestantischer Missionar für längere Zeit jemals chinesischen Boden betreten!

Wochen, Monate gingen dahin, während Amelia guter Hoffnung war. Der Winter war vorüber, der Frühling nahte, und am 21. Mai 1832 brachte Amelia mit 24 Jahren ihr erstes Kind zur Welt. Ein Sohn war es, und sie nannten ihn James Hudson Taylor. Hudson, das war der Mädchenname seiner Mutter gewesen.

Beide Familien waren Methodisten. Hudson konnte sich später noch gut daran erinnern, wie er als Junge zur kleinen Kapelle von Pinfold Hill in Barnsley mitgenommen worden war. Sein Urgroßvater, der Steinmetz James Taylor, hatte sie gebaut. Nicht oft genug hatte der Junge die Geschichte hören können, wonach sein Urgroßvater einmal einen überaus berühmten Gast beherbergt hatte. Im Juni 1786 war John Wesley, damals schon 82 Jahre alt, höchstpersönlich nach Barnsley gekommen und bei der Gelegenheit von James Taylor in dessen Häuschen eingeladen worden.

Wesley hatte vor einer großen Menschenmenge ganz in der Nähe des Marktplatzes gepredigt und dabei freudig registriert, dass sie jedes seiner Worte fast zu verschlingen schien.

Das Haus, in dem Hudson seine Kindheit und Jugend verbrachte – Nummer 21 in der Cheapside –, war nicht weit von dem Platz entfernt, an dem Wesley damals gepredigt hatte. Es lag am Dorfbauer May Day Green, und an diesem ungemein günstigen Platz hatte sich Hudsons Vater seine gut gehende Apotheke eingerichtet; James Taylor war halb Apotheker, halb Arzt. Schon bald hatte er sich einen guten Ruf erworben. Kein Wunder, denn er war ehrlich und fleißig und stets um seine Patienten bemüht.

Es gab immer viel zu tun in dem Geschäft, das unten im Erdgeschoss lag. Manchmal benutzte James Taylor den Raum hinter der Apotheke auch als Sprechzimmer. Die Patienten vertrauten seinem ärztlichen Rat, vertrauten diesem eher scheuen, stillen Mann. Er half, wo er konnte, und das mit manchmal so ungewöhnlichen Mitteln wie der Hypnose.

Am wohlsten fühlte sich James beim Zusammensein mit seinen Freunden, für die sein Haus immer offenstand. Sie ereiferten sich dann in hitzigen Diskussionen über den Fortschritt des Methodismus und über die Möglichkeiten missionarischer Arbeit im Ausland. Noch Jahre später erinnerte sich Hudsons Schwester Amelia daran, wie gern Hudson und sie als Kinder bei diesen Gesprächen ihres Vaters und seiner Freunde gelauscht hatten:

»Theologie, Predigten, Politik, der Dienst für den Herrn hier und in anderen Ländern – über alles wurde mit Leidenschaft und Sachverstand gesprochen. Das hat uns Kinder damals sehr beeindruckt.«

Vielleicht unter diesem Eindruck sagte Hudson manchmal: »Wenn ich groß bin, werde ich Missionar und gehe nach China.«

Dann dachten seine Eltern an ihr Gebet, sahen einander vielsagend an, sagten aber nichts.

Hudson hatte zwei Schwestern – die drei Jahre jüngere Amelia und Louisa, die zur Welt kam, als er acht Jahre alt war. Sein Bru-

der William, der zwischen ihm und Amelia geboren wurde, starb mit sieben Jahren.¹ Jeden Tag nahm James Taylor seine Kinder mit in sein Schlafzimmer, kniete mit ihnen vor dem Bett nieder, legte seine Arme um sie und betete für jedes von ihnen. Danach gingen Hudson und seine Schwestern in ihre Zimmer und lasen in der Bibel.

»Lernt eure Bibel lieben«, forderte der Vater sie immer wieder auf. »Gott kann nicht lügen. Er führt euch niemals in die Irre. Er lässt euch nie im Stich.«

Nachmittags hatten Amelia, Louisa und Hudson Unterricht in dem Raum hinter der Apotheke. Die Mutter nähte, während die Kinder ihr etwas vorlasen oder schrieben, was sie ihnen diktierte. Und sie war eine sehr strenge Lehrerin. Nichts ließ sie durchgehen – weder einen schlampigen Ausdruck noch grammatische Fehler oder gar eine schlechte Aussprache.

James Taylor war ebenfalls streng zu seinen Kindern, manchmal auch aufbrausend. Wehe, wenn einer zu spät zu den Mahlzeiten erschien! Aber er konnte auch ganz anders sein. Wenn er wusste, dass einer seiner Patienten sich die medizinische Behandlung im Grunde nicht leisten konnte, behandelte er ihn fast kostenlos. Dann sagte er: »Schon in Ordnung! Wir schicken die Rechnung in den Himmel und regeln die Sache dort.«

Der Vater brachte den Kindern Französisch, Latein und Rechnen bei. Wenn sie genug gearbeitet hatten, wandte er sich seinem Lieblingsthema zu:

»Welches Reich dieser Erde ist fast einhundertmal größer als England und nimmt beinahe ein Zehntel der bewohnbaren Erdoberfläche ein?«

»China.«

1 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge kam nach Amelia noch ein Sohn namens Theodore zur Welt (ca. 1837), der wohl bereits im gleichen Jahr verstarb.

»Richtig! Wenn alle Chinesen in einer Reihe stünden mit jeweils einem Meter Platz zwischen ihnen, so würden sie die Erde am Äquator siebenmal umrunden. Und wer hat das Schießpulver, den Kompass, das Papier und die Druckerkunst erfunden?«

»Die Chinesen.«

»Richtig! Schießpulver und Papier wurden in China zu Beginn des christlichen Zeitalters erfunden. Und während bei uns der angelsächsische König Æthelstan regierte, lernten die Chinesen schon das Drucken.«

Doch James Taylor arbeitete nicht nur mit seinen Kindern. Samstag nachmittags unternahm er lange Spaziergänge mit ihnen – weit hinaus in die ländliche Umgebung ihrer Grafschaft Yorkshire. Hudson und Amelia nahmen ihre Reifen mit, und der Vater vergaß sogar für eine Weile China und erzählte ihnen alles, was er über Schmetterlinge, Vögel und Blumen dieser Gegend wusste.

Hudson begann, die Natur zu lieben; lernte Farne und Blumen anzupflanzen, die er in den Wäldern gesammelt hatte. Sein Vater unterstützte begeistert die Interessen seines Sohnes, abonnierte eine Zeitschrift für Naturgeschichte und sammelte Pillendosen aus der Apotheke, damit Hudson darin Schmetterlinge und Insekten aufbewahren konnte.

Im Herbst 1843, sechs Jahre nach dem Regierungsantritt von Königin Victoria, betrat der elfjährige Hudson zum ersten Mal eine Schule – allerdings nur für gut zwei Jahre. Dann übernahm ein Direktor die Schule, von dem James Taylor alles andere als begeistert war. Hudson kehrte nach Hause zurück, wo ihn sein Vater weiterhin unterrichtete und er seinem Vater dafür in der Apotheke half. Der Junge mit dem Lockenkopf und der weißen Schürze lernte, Arzneimittel zu mischen, sie abzuwiegen und zu verpacken.

Hudson war gerade 15 Jahre alt, als in einer Bank in Barnsley eine Ausbildungsstelle frei wurde. Und weil James Taylor großen Wert darauf legte, dass sein Sohn Konten führen und Geschäftsbriefe

schreiben konnte, empfahl er Hudson, sich um diese Stelle zu bewerben. Und Hudson bekam die Stelle tatsächlich.

Die neue Aufgabe brachte ihn mit einer Welt in Berührung, die er von zu Hause nicht kannte. Seine Kollegen in der Bank verspotteten ihn wegen seines Glaubens, drängten ihn mit ihren Argumenten an die Wand. Noch nie hatte jemand so zu Hudson gesprochen.

»Christen sind pure Heuchler«, behaupteten sie. »Angeblich glauben sie an das, was in der Bibel steht. Aber sie leben so, als hätten sie nie darin gelesen!«

Hudson reagierte hilflos. Was sollte er darauf antworten? Stundenlang grübelte er, dachte darüber nach, was seine Eltern ihm beigebracht hatten. Schon in frühester Kindheit hatten sie mit ihm gebetet, hatten in der Bibel gelesen. Jeden Morgen nach dem Frühstück las der Vater etwas aus der Schrift vor. Das war zwar ganz schön, aber danach betete er mindestens 20 Minuten lang in einer Sprache, mit der sich Hudson immer weniger anfreunden konnte. Er fand das alles langweilig, wobei ihm der Vater mit seinen überschwänglichen Gebeten fast ein bisschen lächerlich vorkam.

Aber – so dachte Hudson – wenn wirklich jemand wie ein Gott da sein sollte, dann wäre es vielleicht doch klüger, ihm zu vertrauen, zu gehorchen und ihm von ganzem Herzen zu dienen. Und in diesem Sinne versuchte Hudson, irgendwie aus sich selbst einen Christen zu machen. Was ihm natürlich nicht gelang! Er begann, sich als Versager zu fühlen. Aus welchem Grund auch immer – ich kann nicht gerettet werden, meinte er schließlich. Also genieße ich alle Vergnügungen dieser Welt, denn jenseits des Grabes gibt es für mich ja doch keine Hoffnung.

Er begann, den Gesprächen seiner Kollegen sehr interessiert zu lauschen, die Dinge erzählten, wovon ein Kind aus einer aufrechten methodistischen Familie noch niemals etwas gehört hatte. Er betete nicht mehr, und was sollte er noch in einer Kirche? Hudson wurde – im Tun und Denken – seinen Kollegen immer ähnlicher. Wenn es stimmte, was sie behaupteten, dann brauchte er sich doch

keine Sorgen darüber zu machen, welcher schrecklicher Untergang die Gottlosen erwartete.

Im Winter bekam Hudson eine Augenentzündung. Und das bedeutete: Er musste seine Ausbildung in der Bank nach nur neun Monaten abbrechen. Also arbeitete er wieder bei seinem Vater; er kannte nun zwar etwas von der Welt draußen, wusste aber immer weniger, wer er selbst war und was er glaubte. Sein Vater konnte nicht verstehen, weshalb sein Sohn so unglücklich war. Ja, er ärgerte sich über dessen Grübelei. Die Mutter verstand ihn besser. Aber sie wollte ihn nicht ausfragen, sondern behutsam mit ihm umgehen, vor allem für ihn beten.

Einen Monat nach seinem 17. Geburtstag, im Juni 1849, hatte Hudson einen freien Nachmittag. Ein wenig ratlos, was er mit der freien Zeit anfangen sollte, ging er an das riesige Regal mit den Büchern und nahm ein christliches Traktat heraus.

Am Anfang steht meist eine Geschichte, überlegte er sich, und erst am Ende die Moral. Ich werde die Geschichte lesen und die Predigt auslassen.

Hudson wusste nicht, dass seine Mutter, die sich 80 Kilometer von ihm entfernt bei ihrer Schwester in Barton-upon-Humber aufhielt, an diesem Nachmittag ebenfalls ein paar freie Stunden hatte. Nach dem Mittagessen war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte die Tür hinter sich abgeschlossen. Einen merkwürdigen Entschluss hatte sie gefasst: Sie wollte nicht nur für Hudsons Bekehrung beten, sondern auch so lange in dem Zimmer bleiben, bis sie die Gewissheit hatte, dass ihr Gebet erhört wurde.

Inzwischen hatte Hudson das Traktat mitgenommen und war über den Hinterhof zu dem alten Lagerhaus gegangen, wo er sich oft aufhielt, wenn er ungestört lesen wollte. Das Traktat handelte von einem Kohlenhändler aus Somerset, der schwer an Tuberkulose erkrankt war. Kurz vor seinem Tod besuchten ihn ein paar Christen und sprachen mit ihm über verschiedene Bibelstellen.

Und da gab es einen Vers, von dem der Kohlenhändler ganz besonders beeindruckt, ja, betroffen war. In diesem Vers war davon die Rede, dass Jesus unsere Sünden an seinem eigenen Leib ans Kreuz getragen hat. Als die Besucher ihm sagten, dass Jesus am Kreuz »Es ist vollbracht!« gerufen hatte, da verstand der Kohlenhändler – und wurde Christ.

Es war eine ganz einfache Geschichte, aber sie klang wahr. Wenn er da an all das Gerede seiner früheren Kollegen bei der Bank dachte ...

Und nun, als Hudson sich in dieser Weise mit dem Traktat beschäftigte, wurde ihm auf einmal seine eigene Sünde bewusst. Er spürte irgendwie, dass er etwas dagegen unternehmen musste. Die Worte »Es ist vollbracht!« trafen auch ihn. Was war vollbracht? Sicher, er hatte schon viele Predigten darüber gehört, sie aber ganz offensichtlich nie ganz verstanden. Doch er hatte nicht vergeblich so viel in der Bibel gelesen. Er konnte sich seine Frage selbst beantworten. »Eine vollständige und vollkommene Sühnung und Vergebung unserer Sünden. Die Schuld hat ein anderer bezahlt. Christus starb für meine Sünden.«

›Was bleibt mir da noch zu tun?‹, dachte Hudson. ›Was für einen Sinn hatten dann alle meine Anstrengungen, mich selbst zum Christen zu machen?‹

Dann war ihm, so beschreibt er es später, »als durchflutete der Heilige Geist meine Seele mit Licht. Ich konnte gar nichts anderes, als auf die Knie zu fallen, diesen Heiland und seine Rettung anzunehmen und ihn auf ewig zu preisen.«

So kniete Hudson Taylor auf dem Boden des Lagerhauses von Barnsley nieder und wurde Christ. Und in ihrem Zimmer in Barton-upon-Humber wusste Hudsons Mutter auf einmal, dass sie nicht länger zu beten brauchte. Sie war sich ganz sicher, dass Hudson sich bekehrt hatte – und sie wusste genau: Diese Gewissheit gab ihr der Heilige Geist.

Ein paar Tage später erzählte Hudson seiner Schwester Amelia unter dem Siegel der Verschwiegenheit, was geschehen war. Zu kei-

nem sollte sie davon sprechen. Zwei Wochen später kam die Mutter zurück, und Hudson war der Erste, der sie an der Tür begrüßte.

»Mutter, ich habe so eine gute Nachricht für dich!« Überglücklich schlang Hudsons Mutter die Arme um ihren Sohn.

»Ich weiß, mein Junge! Ich freue mich schon zwei Wochen lang darüber!«

»Hat Amelia also doch ihr Versprechen gebrochen? Und dabei hatte sie mir so fest versprochen, zu keinem Menschen ein Wort davon zu sagen!«

»Amelia hat nichts verraten. Ich habe diese Nachricht auch nicht von irgendeinem anderen Menschen erfahren. Trotzdem weiß ich, wann du dich bekehrt hast. Es ist die Antwort auf meine Gebete.«

Bald darauf fiel Hudson ein Notizbuch in die Hände, das genau wie sein eigenes aussah. Bevor er merkte, dass es seiner Schwester gehörte, hatte er eine kurze Eintragung gelesen, die sie einige Wochen zuvor niedergeschrieben hatte: »Ich werde jeden Tag für Hudsons Bekehrung beten.« Amelias Gebete waren innerhalb eines Monats erhört worden.

Der Sommer 1849 war eine glückliche Zeit für die Taylors. Hudsons Augen blickten wieder klar und zuversichtlich in die Zukunft, und die Spannungen zwischen Vater und Sohn gab es nicht mehr. Wie dankbar waren Mutter und Tochter. Immer enger, immer inniger wurde das Verhältnis zwischen Hudson und seiner Schwester Amelia. So beschlossen sie, am Sonntagabend nicht mehr zum Gottesdienst, sondern in die ärmeren Viertel von Barnsley zu gehen. Sie wanderten von Haus zu Haus, verteilten Traktate und sprachen manchmal über ihren Glauben an Christus.

Doch dann schien alles vergeblich. Amelia wurde nach Barton-upon-Humber auf ein Internat geschickt, das Frau Hodson², die

2 A. d. H.: Es konnte nicht ermittelt werden, ob in diesem Fall »Hodson« oder »Hudson« die richtige Schreibweise ist. Fest steht, dass der (später auch im Text erwähnte) John Hodson etwa zu diesem Zeitpunkt Lehrling bei James Taylor war.

Schwester ihrer Mutter, leitete. Dafür kam John, der älteste Sohn der Tante, als Lehrling zu seinem Onkel James nach Barnsley. Er und Hudson wohnten nun in einem Zimmer. Johns fröhliche und ausgelassene Art wollte so gar nicht zu Hudson passen, der die Ruhe und Stille suchte.

Dennoch – obwohl er von John oft unterbrochen wurde, begann Hudson, seine Bibel regelrecht zu verschlingen. Doch dann geriet er in eine Krise: Das Beten fiel ihm immer schwerer, und die Bibel erschien ihm wieder einmal fad und langweilig.

Drei Dinge halfen ihm schließlich, diese schwierige Zeit zu überwinden: Zunächst war da ein Artikel im *Wesleyan Magazine* über »Die Schönheit der Heiligung«. Nachdem er ihn gelesen hatte, erschien das Gute für Hudson wieder erstrebenswert. Dann bekam er als neues Gemeindemitglied eine Karte mit dem Text von Hesekiel 36,26: »Und ich werde euch ein neues Herz geben und einen neuen Geist in euer Inneres geben; und ich werde das steinerne Herz aus eurem Fleisch wegnehmen und euch ein fleischerne Herz geben.«

»Lieber Herr«, betete Hudson damals, »bitte, nimm mein steinerne Herz weg und gib mir ein fleischerne Herz! Hilf mir, den Verheißungen deines Wortes zu vertrauen!«

Und schließlich fand in der Pitt-Street-Gemeinde eine Evangelisation statt, bei der Hudson helfen sollte. Während dieser Veranstaltung wurden Hunderte Christen.

Am Sonntag musste Hudson wegen einer Erkältung zu Hause bleiben. Er nutzte die Gelegenheit und schrieb einen Brief an die geliebte Schwester nach Barton-upon-Humber. »Gott sei gedankt, ich bin sehr glücklich in seiner Liebe«, berichtete er darin. »Aber ich habe all seine Segnungen nicht verdient. Wie oft kann ich der Versuchung nicht widerstehen! Du weißt, wie sehr ich zur Oberflächlichkeit neige, wie oft ich nur mein Vergnügen suche, wie gern ich mich über andere lustig mache. Bete für mich, liebe Amelia, bete für mich! Ich bin noch so weit entfernt von aller vollkommenen Heiligung.«

An jenem Abend ging er in sein Zimmer, sprach lange mit Gott und versuchte, auf ihn zu hören. Er spürte die Gegenwart Gottes – stark und voller Freude. Immer wieder dankte er Jesus für das, was er für ihn getan hatte.

»Lieber Gott«, betete er, »bitte gib mir eine Arbeit, die ich für dich tun kann. Ich möchte dir meine Liebe und Dankbarkeit zeigen.«

Jetzt wurde ihm unmissverständlich klar, wo er nach Gottes Willen den Rest seines Lebens verbringen sollte. »Es war, als würde ich einen Bund mit dem Allmächtigen schließen. Es schien mir unmöglich, mein Versprechen zurückzunehmen. Etwas schien mir zu sagen: ›Dein Gebet ist erhört.‹ Und von diesem Augenblick an bin ich immer der festen Überzeugung gewesen, dass ich nach China gehen sollte.«

2 *Das Reich der Mitte*

Die Ausbreitung des Evangeliums in China war von allem Anfang an ein Abenteuer gewesen. Im Jahr 431 n. Chr. wurde Nestorius als Ketzler verurteilt,³ doch schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts war die persische Kirche offiziell nestorianisch. Diese Nestorianerkirche breitete sich immer weiter in Richtung Osten aus. 635 drang der nestorianische Christ A-lo-pen (Alopen) bis nach China vor, bis in die Hauptstadt des Tang-Reiches. Der Kaiser empfing ihn freundlich und wollte alles über das Christentum hören. Was er hörte, gefiel ihm, und deshalb ordnete er an, dass dieser Glaube in seinem Reich verbreitet werden sollte.

Mehr als zwei Jahrhunderte hielt sich das nestorianische Christentum in China. In einem Land, das vom Buddhismus geprägt war, lebte diese Form des Christentums vor allem in Klöstern, doch reichte der Einfluss der Mönche wahrscheinlich kaum über die Mauern ihrer Klöster hinaus.

In große Bedrängnis gerieten die Nestorianer im Jahr 845, als ein anderer Tang-Kaiser das Mönchtum zu bekämpfen begann. Die christliche Religion wurde verboten; alle Klöster mussten aufgelöst werden, wobei die Mönche gezwungen waren, ins zivile Leben zurückzukehren. Mehrere Jahrhunderte lang konnte man kaum noch von einer christlichen Kirche in China sprechen. So berichtete ein Mönch, der 987 nach Europa zurückkehrte, er könne im ganzen chinesischen Reich keine Christen finden.

Im 13. Jahrhundert eroberte der Mongolenherrscher Dschingis Khan Nordchina. Er befahl, dass alle Religionen gleichermaßen

3 A.d.H.: Ungeachtet dessen sei hier angemerkt, dass Nestorius (um 381 bis ca. 451/453) im Wesentlichen schriftgemäße Positionen vertrat. So bezeichnete er z. B. Maria als »Christusgebärerinnen«, während seine Gegner an dem Begriff »Gottesgebärerinnen« festhielten.

respektiert werden müssten. Also konnte auch die Nestorianerkirche in ganz Zentralasien wiederaufgebaut werden, und im Jahr 1275 wurde in Peking, der neuen Hauptstadt des Dschingis-Khan-Enkels Kublai Khan, sogar ein Erzbischof eingesetzt.

Zu jener Zeit bereiste der Entdecker Marco Polo China. Auf dem Rückweg von ihrer Chinareise überbrachten Marco Polo und sein Onkel dem Papst eine Botschaft des Kublai Khan. Darin bat der Kaiser um eine Gesandtschaft von 100 christlichen Gelehrten.⁴ Sie sollten »den Gelehrten im Reich des Kublai Khan in einem Streitgespräch beweisen, dass der Glaube, den die Christen vertreten, jedem anderen überlegen ist und auf eindeutigeren Beweisen als alle anderen beruht«.

Etwa 20 Jahre vergingen, bevor die Bitte des Kaisers erfüllt wurde. Dann sandte der Papst Johannes von Montecorvino nach China. Johannes kam um 1294 in Peking an und wurde von Kublai Khans Nachfolger Timur⁵ auf das Herzlichste begrüßt. Es gelang dem Gesandten des Papstes zwar nicht, den Kaiser zu bekehren, weil dessen Herz »durch den Götzendienst allzu sehr erkaltet war«. Aber er baute eine Kirche und behauptete, bis zum Jahr 1305 6000 Menschen getauft zu haben. Papst Clemens V. ernannte Johannes zum Erzbischof, doch nach Johannes' Tod im Jahr 1328 setzten wieder zwei Jahrhunderte des Niedergangs für die christliche Kirche in China ein.

1557 gelang es den Portugiesen, sich in der kleinen Siedlung von Macao (Macau) in der Nähe Hongkongs niederzulassen. Die Kolonie wurde zum Ausgangspunkt für viele missionarische Unternehmungen, auch derjenigen des Jesuiten Matteo Ricci, eines der berühmtesten römisch-katholischen Missionare im Osten.

4 A. d. H.: Internet-Angaben zufolge hatte Kublai Khan diese Bitte bereits einige Jahre zuvor geäußert, als Marco Polos Vater und Onkel erstmals in China waren. Marco Polo war damals nicht zugegen, weil er noch minderjährig war.

5 A. d. H.: Nicht zu verwechseln mit dem turko-mongolischen Despoten Timur (Tamerlan [1336–1405]), dessen Residenz sich in Samarkand (Usbekistan) befand.

1600/1601 kam Ricci nach Peking und gewann durch seine ungewöhnlichen Fähigkeiten als Uhrmacher und Landkartenzeichner die Gunst des Kaisers. Ricci blieb zehn Jahre lang in der Hauptstadt, und in dieser Zeit entstand eine Gemeinde mit 2000 Mitgliedern; Adlige und berühmte Gelehrte gehörten dazu. Zum ersten Mal gab es auch eine chinesische Liturgie sowie chinesische christliche Literatur.

Wie viele andere Missionare nach ihm hatte auch Ricci ganz besonders mit zwei Problemen zu kämpfen: Welche chinesischen Wörter gab es für christliche Begriffe, und wie ließen sich alte chinesische Bräuche mit dem christlichen Glauben in Einklang bringen? Wenn das Christentum für die Chinesen überhaupt annehmbar sein sollte, musste es »chinesisch« sein, statt sich als »ausländisch« zu erweisen. Doch das war leichter gesagt als getan.

Nach langem Studieren und Nachdenken kam Ricci zu dem Schluss, dass die chinesischen Riten, mit denen Konfuzius und die Familie geehrt wurden, keine geistliche Bedeutung hatten. Also brauchte derjenige, der sich zum Christentum bekehrte, auf diese Riten nicht zu verzichten. Und damit konnte Ricci den chinesischen Christen selbst die Entscheidung überlassen, was sie tun wollten und was nicht.

Riccis Nachfolger war der deutsche Jesuit Johann Adam Schall von Bell, der 1622/1623 in Peking eintraf. Schall war ein kluger Mann; ein Astronom, der Sonnen- und Mondfinsternisse voraussagen konnte und sogar in den Kreis der Gelehrten berufen wurde, der für Kalenderberechnungen zuständig war.

Die christliche Gemeinde wuchs beständig. Immer mehr Menschen ließen sich taufen, auch eine Frau des Kaisers mit ihrem Kind. Schall überlebte das Ende der Ming-Dynastie, weil er die Mandschu-Eroberer davon überzeugen konnte, dass er unentbehrlich war.

Während des 17. Jahrhunderts gelangten weitere Orden – vor allem die Franziskaner und Dominikaner – nach China und konnten dort in ihrer missionarischen Arbeit Erfolge verzeichnen. Seit

1674 gab es den ersten chinesischen Bischof. Doch immer wieder kam es zum Streit darüber, welche chinesischen Begriffe für das Wort »Gott« in der Liturgie einzusetzen seien und wie weit chinesische Christen gehen durften, wenn sie die traditionellen Bräuche praktizierten. Die Beziehungen zwischen dem Vatikan und der chinesischen Kirche wurden immer angespannter.

Im 18. Jahrhundert nahm die Verfolgung der Christen in China zu. Immer weniger Menschen trauten sich, den Gottesdienst zu besuchen, viele Kirchen wurden zerstört. Und so war gegen Ende des Jahrhunderts die Arbeit der römisch-katholischen Missionare in China praktisch unmöglich geworden, auch wenn einige im Verborgenen weiterarbeiteten und dabei oft ihr Leben riskierten.

Hudson Taylors Vater muss seinem Sohn oft von Robert Morrison erzählt haben, dem ersten protestantischen Missionar in China. Er war im September 1807 mit einem amerikanischen Schiff nach Guangzhou (dem früheren Kanton) gekommen. Ziemlich lange musste er in einem Versteck leben, doch 1809 wurde er dann als Dolmetscher bei der Ostindischen Kompanie angestellt. Das gab ihm Schutz – und ein festes Einkommen. Im Laufe der Zeit entwickelte er sich zum Experten für chinesische Literatur und Weisheit, »einer der größten Gaben, die Gott jemals einem Volk schenkte«.

Ungefähr 25 Jahre blieb Morrison in Guangzhou, dem einzigen Ort Chinas, an dem sich Europäer längere Zeit behaupten konnten. Morrison war fest davon überzeugt, dass die Chinesen Christus brauchten. Und deswegen arbeitete er lange und hart, um die chinesische Kultur und Sprache besser zu begreifen. Denn nur so – dessen war er ganz sicher – konnte das Evangelium wirksam verkündigt werden.

1814 wurde der erste von Morrison bekehrte Chinese getauft, und 1819 hatte Morrison die ganze Bibel ins Chinesische übersetzt; danach vollendete er sein großes chinesisches Wörterbuch. Immer mehr Chinesen bekehrten sich; einer von ihnen arbeitete als Evangelist unter seinen Landsleuten. Doch als Morrison 1834

starb – damals war Hudson Taylor zwei Jahre alt –, da stand es um die Evangelisation Chinas ebenso schlecht wie bei seiner Ankunft. Nur drei weitere Missionare waren in der Zwischenzeit nach China gekommen, um Gott dort zu dienen. Walter Medhurst, ein Drucker, reiste seit 1817 durch das Innere Chinas, wo er christliche Literatur in chinesischer Sprache verteilte. Dr. Samuel Wells Williams, der ab 1833 viele Jahre in China arbeitete, schrieb ein zu seiner Zeit viel beachtetes Buch mit dem Titel *The Middle Kingdom*⁶. Schließlich eröffnete noch ein amerikanischer Chirurg, Peter Parker, eine Augenklinik in Guangzhou. Mit seiner Arbeit trug er viel dazu bei, die Vorurteile der Chinesen den Missionaren gegenüber abzubauen.

Hudson Taylor war noch sehr jung, als Karl Gützlaff in England von sich reden machte. Er war Mitglied der Niederländischen Missionsgesellschaft und später Dolmetscher für die britische Regierung in Hongkong. Seine Bücher rüttelten viele Christen auf, und von seinen Fahrten entlang der chinesischen Küste berichteten Händler, Schiffsoffiziere und Politiker. Ideenreich, ja, fantasievoll überlegte er sich immer neue Wege, wie die Chinesen selbst das Evangelium in alle 18 Provinzen ihres Landes bringen konnten. Unter anderem gründete er dafür einen Verein, die »Chinese Union«⁷, um im Landesinneren Chinas Bibeln zu verteilen und die Menschen zu unterweisen.

Doch aller Einsatz schien vergebens. Gützlaff wurde von seinen chinesischen Evangelisten bitter enttäuscht. Fast alle betrogen ihn und waren opiumsüchtig. Sie schrieben Berichte über Reisen, die sie nie unternommen hatten, legten Listen von Bekehrten vor, die es gar nicht gab. Gützlaff, der von all diesen Vorgängen offenbar tatsächlich nichts wusste, war zutiefst betroffen, als der Skandal ans Tageslicht kam. Zwar wollte er seine Arbeit noch neu organisieren, doch er starb, bevor er etwas erreicht hatte.

6 A. d. H.: Deutsche Ausgabe: Samuel Wells Williams, *Das Reich der Mitte*, Cassel (heute Kassel), Verlag von G. E. Vollmann, 1852/1853, zwei Bände.

7 A. d. H.: Auch als »Chinese Christian Union« bekannt.

Die Chinesen verhielten sich Ausländern gegenüber unverändert feindlich, und das bedeutete, dass kaum jemand das Land jenseits von Guangzhou betreten konnte. Ein halbes Jahrhundert lang hatten die Christen in England darum gebetet, als Missionare in China freier arbeiten zu können. Aber erst als die westlichen Nationen wirtschaftlichen und politischen Druck auf China ausübten, wurde das möglich. Der »Erste Opiumkrieg« zwischen England und China brach 1839 aus, weil die Briten darauf bestanden, auch weiter indisches Opium gegen den Willen der chinesischen Regierung nach China zu importieren. Natürlich gab es noch andere Gründe: zum Beispiel die Einschränkung des Außenhandels durch die Chinesen, ihre mangelnde Bereitschaft, sich an vertragliche Verpflichtungen zu halten, und ihre Unduldsamkeit Ausländern gegenüber.

Der Krieg endete 1842 mit der Unterzeichnung des Vertrages von Nanjing (Nanking), der den Europäern in China einige Vorteile sicherte. So wurde Hongkong zur britischen Kolonie, fünf »Vertragshäfen« – Guangzhou, Amoy (heute Xiamen), Fuzhou, Ningbo und Shanghai – wurden geöffnet. In ihnen durften Ausländer leben. Vor Gericht wurde Ausländern das Recht zubilligt, nach ihren eigenen Gesetzen verurteilt zu werden, und sie bekamen Richter und Anwälte ihres jeweiligen Landes. In jedem Vertragshafen residierten Konsuln, die den hohen chinesischen Beamten, den Mandarinen, vom Rang her gleichgestellt waren. Den britischen Staatsbürgern wurde zumindest auf dem Papier garantiert, dass sie frei von »Belästigungen und Einschränkungen« sein sollten. Im religiösen Bereich regelte der Vertrag kaum etwas. Klar war lediglich, dass die Missionare ebenso wie die Händler fest entschlossen waren, die neuen Privilegien zu nutzen.

Natürlich waren die Missionare alles andere als kriegsbegeistert, aber sie meinten dennoch, dass Gott dieses beklagenswerte Ereignis dazu gebraucht hatte, um China für das Evangelium zu öffnen. Später freilich war die Vorstellung der Chinesen, dass die Mis-

sionare und das Christentum im Fahrwasser von Kriegsschiffen nach China gekommen waren, für deren Arbeit eher hinderlich.

Als die britischen Christen von dem Vertrag erfuhren, erkannten sie sofort, welche Möglichkeiten sich ihnen jetzt boten. Die Tür stand offen! Missionare konnten Chinesisch auf chinesischem Boden lernen, sie konnten sogar Häuser, Schulen, Krankenhäuser und Kirchen in den britischen und sonstigen ausländischen Siedlungen der Vertragshäfen bauen.

Beeindruckt von den neuen Möglichkeiten, auch von Gützlaffs Gedanken und dessen Energie, gaben britische Geschäftsleute eine neue Zeitschrift heraus: *The Gleaner in the Missionary Field*⁸. Sie hatte nur eine Aufgabe: die überseeische Mission zu fördern. Schon von ihrer ersten Ausgabe an (März 1850) gehörte diese Zeitschrift zur Pflichtlektüre im Hause Taylor. Hudson entdeckte zudem eine überkonfessionelle Gesellschaft, die in London gegründete »Chinesische Association«. Ziel dieser Gesellschaft war es, chinesische Evangelisten anzustellen und mit bereits bestehenden Missionen bei der Ausbreitung des Evangeliums im bis dahin noch unerreichten Landesinneren Chinas zusammenzuarbeiten.

Hudson schrieb an den Sekretär der Gesellschaft und bat ihn darum, ihm alles zu schicken, was helfen könnte, die Arbeit der Gesellschaft in seinem Freundeskreis bekannt zu machen.

Als Hudson erfuhr, dass der Pastor einer Gemeinde in Barnsley das Buch des Druckers Medhurst besaß (*China: Its State and Prospects*⁹), beschloss Hudson, das Buch auszuleihen. »Natürlich gebe ich Ihnen das Buch sehr gern«, sagte der Pastor. »Aber wenn ich fragen darf, weshalb interessieren Sie sich denn so dafür?«

»Gott hat mich berufen, mein Leben im Missionsdienst für China zu verbringen«, antwortete Hudson, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern.

8 Sv. *Der Ährenleser auf dem Missionsfeld*.

9 Sv. *China heute und seine Aussichten für die Zukunft* (Kurztitel).

»Und wie wollen Sie nach China kommen?«, fragte der Pastor etwas erstaunt.

»Das weiß ich jetzt noch nicht. Aber vielleicht sollte ich so gehen, wie die zwölf und die siebenzig Jünger [Jesu] nach Judäa gegangen sind – ohne Stab, Tasche, Essen oder Geld. Nur im Vertrauen auf ihn.«

Sanft, tröstend legte da der Pastor seine Hand auf Hudsons Schulter. »Ach, mein Junge, wenn Sie einmal älter sind, werden Sie auch einsichtiger sein als jetzt. Eine solche Idee wäre ja ganz schön und gut gewesen in den Tagen, als Christus noch auf der Erde lebte. Aber heute ...?«

Noch viele Jahre später erinnerte sich Hudson an dieses Gespräch. »Ich bin inzwischen zwar älter geworden, aber überhaupt nicht einsichtiger. Mehr denn je bin ich davon überzeugt: Wenn wir uns nur vertrauensvoller von den Weisungen unseres Herrn und dessen Zusagen leiten lassen, die er seinen ersten Jüngern gab, so würden wir sehr bald feststellen, dass sie für unsere Zeit ebenso gelten wie für die Zeit Jesu.«

Medhurst betonte in seinem Buch immer wieder, wie wichtig medizinische Kenntnisse bei der Missionsarbeit seien. Und so beschloss Taylor, sich bei der Vorbereitung auf die Arbeit in China auf das Medizinstudium zu konzentrieren. Außerdem begann er, seinen Körper zu trainieren, verzichtete auf sein Federbett und andere Bequemlichkeiten, um sich besser auf ein Leben in China vorzubereiten.

Mit großer Begeisterung begann er mit dem Studium der chinesischen Sprache. Für diese Aufgabe brauche man »einen Körper aus Stahl, Lungen aus Edelstahl, einen Kopf aus Eichenholz, Hände aus Eisen, die Augen eines Adlers, das Herz eines Apostels, das Gedächtnis eines Engels und das Leben eines Methusalem«. So hatte es ein Missionar einmal formuliert – und Hudson richtete sein Leben darauf aus. Hudson besaß weder eine chinesische

Grammatik noch ein Wörterbuch, aber jemand hatte ihm das Lukasevangelium im chinesischen Mandarin-Dialekt geschenkt. Mit seinem Cousin John begann er nun zu lernen. Sie wählten einen kurzen Vers aus dem Lukasevangelium aus und suchten dann ein Dutzend oder mehr englische Verse, die ein Wort mit dem ersten Vers gemeinsam hatten. Dann schlugen sie den ersten Vers im chinesischen Text auf und sahen nach, welches Schriftzeichen sowohl dort als auch in den anderen Versen auftauchte und somit eine Entsprechung für das englische Wort sein könnte. Sie schrieben die Begriffe als mögliche Entsprechungen auf ein Blatt Papier nebeneinander und suchten eifrig danach, wo das Zeichen im chinesischen Text in anderen Zusammenhängen gebraucht wurde. Wenn sie an all diesen Stellen dasselbe Wort auch im Englischen wiederfanden, übertrugen sie das Schriftzeichen in ihr Wörterbuch und schrieben die vermutete Bedeutung mit einem Bleistift daneben. Bestätigte ihr weiteres Studium, dass diese Bedeutung richtig war, notierten sie die Bedeutung mit Tinte.

Im Laufe der Zeit hatten sie auf diese Weise die meisten der gängigen chinesischen Schriftzeichen gelernt.

Hudson stand nun immer um fünf Uhr morgens auf. »Ich muss noch sehr viel lernen«, schrieb er an seine Schwester Amelia, »wenn ich nach China gehen will. Aber dazu bin ich fest entschlossen, und deswegen will ich mich so gründlich und so gut wie nur möglich vorbereiten. Ich möchte gern mein Latein auffrischen, Griechisch und ein wenig Hebräisch lernen – und überhaupt alles über China erfahren. Bete für mich. Ich brauche Dein Gebet. Dringend!«

Weihnachten 1849 kam Amelia für ein paar Urlaubstage nach Hause. Sie brachte eine lebhaft junge Dame mit, Marianne Vaughan, eine der Lehrerinnen an Tante Hodsons Schule. Hudson gefiel diese junge Frau. Fast die ganze Taylor-Familie war musikalisch und spielte Klavier. Aber was war das gegen Mariannes Spiel! Sie spielen und singen zu hören, versetzte Hudson geradezu in himmlische Sphären. Marianne war äußerst attraktiv, und auch

ihr schien der Sohn des Hauses zu gefallen. Bei Reiterferien, die Hudson zusammen mit Amelia und Marianne im Peak District verbrachte, verliebte sich Hudson bis über beide Ohren. Und so ist es nicht erstaunlich, dass er sich nicht eingestehen wollte, wie gering Mariannes Interesse für China war. Höflich, aber eher gelangweilt hörte sie sich seine begeisterten Schilderungen an.

1850 war für Hudson ein ziemlich unruhiges Jahr. Er war sich dessen ganz gewiss, dass Gott ihn nach China berufen hatte. Aber wie sollte er wissen, ob es richtig war, auch Marianne mitzunehmen? Und doch – der Gedanke, ohne sie zu gehen, schien ihm unerträglich. Amelia schlug ihrem Bruder vor, sich von einer der bekannten Missionsgesellschaften aussenden zu lassen. So könne er am besten für Marianne sorgen.

»Sehr gut, dein Rat!«, bestätigte Hudson. »Aber mit welcher Missionsgesellschaft?«

Die Wesleyaner¹⁰ hatten keine Missionsstation in China. Die anglikanische Kirche besaß eine oder zwei, aber Hudson gehörte nicht zu dieser Kirche und würde wohl kaum von ihr akzeptiert werden. Die Baptisten und die anderen Freikirchen hatten zwar Missionsstationen, aber mit deren Anschauungen konnte sich nun Hudson wiederum nicht identifizieren. Die »Chinese Association« aber war sehr arm.

»Also ist Gott und nur Gott allein meine Hoffnung. Doch was brauche ich mehr ...?«

»Meinst Du, dass sie ahnt oder vielleicht sogar weiß, dass ich in sie verliebt bin?«, fragte er Amelia in einem Brief. »Ob sie sich für mich interessiert? Bitte beantworte mir meine Fragen ganz ehrlich.«

Der Antwortbrief seiner Schwester, der nicht erhalten ist, muss Hudson ziemlich verwirrt haben. »Wie oft habe ich deine Briefe gelesen«, schreibt er als Reaktion darauf. »Immer und immer wie-

10 A. d. H.: Im Wesentlichen mit den Methodisten identisch.